

Zeitschrift: Jahresberichte der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich

Band: 9 (1908-1909)

Vereinsnachrichten: Exkursion ins Wildkirchli am 30. und 31. Mai 1908

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

III.

Exkursion ins Wildkirchli am 30. und 31. Mai 1908.

In der Sitzung der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte in Bern erstattete E. Bächler, Konservator des naturhistorischen Museums in St. Gallen, einen kurzen Bericht über den Stand der von ihm im Laufe der Winterhalbjahre 1904 bis 1908 geleiteten *prähistorischen Ausgrabungen* in der seit langem bekannten und durch den herrlichen, historischen Roman „Ekkehard“ von Victor v. Scheffel berühmt gewordenen *Wildkirchlihöhle* im Säntisgebirge (1477—1500 m ü. M.). — Da die Ausgrabungen, welche sich allmälig auf sämtliche Teile der verschiedenen Höhlenkomplexe ausgedehnt hatten, einem einmaligen Ende entgegengingen, im fernern sich aus den Gesamtausgrabungen ein einheitliches und mehr oder weniger geschlossenes Bild der dortigen prähistorischen Kultur sich ergeben hatte und der Leiter der Ausgrabungen absichtlich mehrere Grabungsprofile in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum nativen Felsboden zur Demonstration und zu Kontrollzwecken stehen liess, fand es die Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte als wünschenswert, die zoologischen und prähistorischen Aus der Wildkirchlihöhle und den Gesamtstatus am Fundorte selbst in Augenschein zu nehmen. Die Anregung zum Besuche des Wildkirchli während einer zweitägigen Exkursion begegnete denn auch allseitigem Beifall und im Verlaufe der Einladungs- und Anmeldefrist beschloss auch die *Zürcherische Geographisch-Ethnographische Gesellschaft* an der Exkursion teilzunehmen.

So fanden sich denn am 30. Mai 1908 nachmittags bereits zahlreiche Teilnehmer, worunter erfreulicherweise auch mehrere Damen, in St. Gallen ein zur Besichtigung der dort aufgestellten Funde aus dem Wildkirchli: Reste des grossen, diluvialen Riesen- oder *Höhlenbären* (*Ursus spelaeus*), des *Höhlenlöwen* (*Felis spelaeus*), des *Höhlenpanthers* (*Felis pardus var. spelaeus*), des

Alpenwolfs (*Cuon alpinus*) und der sie begleitenden Vertreter der Alpenwelt, Steinbock, Gemse, Wolf, Dachs, Fuchs, Edelmarder etc.

Das Hauptinteresse erweckten die primitiven, meist aus rohem Quarzit teils in konventionellen, teils atypischen Formen erstellten *Steinwerkzeuge* und *Knochenartefakte* aus obgenannten faunistischen Fundschichten. Nach dem Urteil der Fachmänner gehören die Steinwerkzeuge am ehesten zur altpaläolithischen Periode des Moustérien Frankreichs. Doch scheint im Wildkirchli eine Art Lokalfacies der Stein- und Knochenwerkzeugindustrie vorzuliegen. Immerhin bilden die Wildkirchli-Höhlenfunde hinsichtlich Fauna und prähistorischer Artefakte den unumstösslichen Beweis für die Existenz des dem Mammut- und Renntierzeitalter vorangegangenen Bärenjägers auf Schweizerboden, dessen Vorhandensein man daselbst kaum anzunehmen wagte. Das Interesse für diese altpaläolithische Kulturstätte wird erhöht durch die extreme Lage derselben im eigentlichen Alpengebiete, innerhalb des Kranzes der Jungmoränen der Alpen bzw. innerhalb des grossen Vereisungsgebietes überhaupt und zugleich auf einer absoluten Höhe von 1477—1500 m ü. M., nebst einer relativen Höhe über dem benachbarten Alpentalboden von 700 m. In strahlender Frühlingsabendsonne, die ihre grossen Lichter auf der von leichtem Föhn umwobenen, in wunderbarer, selten schöner Reinheit daliegende Säntisgebirge ausgegossen, fuhren wir nach Appenzell, wo sich die Zahl der Teilnehmer eines bedeutenden Zuwachses erfreute durch ca. 25 Mitglieder und Freunde der Zürcherischen Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft, ebenfalls begleitet von bergfreundlich gesinnten Damen. Der Abend vereinigte sämtliche Teilnehmer im Hotel „Weissbad“, woselbst nach dem Bankett der Führer der Exkursion, zugleich als Leiter der prähistorischen Ausgrabungen im Wildkirchli, über dieselben in ausführlicher Weise berichtete. Einleitend gab er eine kurze Übersicht über diejenigen Forschungen innerhalb unseres Vaterlandes, welche die Existenz der Altsteinzeitmenschen der Magdaléniens auf heimatlichem Boden dokumentieren in Gestalt des Mammutjägers im Kesslerloch bei Thayngen und des Renntierjägers im Schweizerbild bei Schaffhausen. An eine Besiedlung unseres Landes durch den noch ältern Menschen der Moustérienperiode getraute man sich in der Schweiz kaum zu

denken. Das Wildkirchli sollte trotz seiner extremen Lage die ersten Beweise für die Anwesenheit auch dieser ältesten Höhlenbewohner erbringen. Nach einigen topographischen und geologischen Erörterungen über diese Fundstätte berührte der Lektor in kurzen Zügen all das, was der historischen Zeit angehört, die Höhle als Schutz und Unterkunft für die seit dem 12. Jahrhundert auf Ebenalp, Gartenalp und Umgebung Alpwirtschaft treibende Hirtenbevölkerung; die Alpsegnungen und Gottesdienste seit dem Jahre 1621 insbesondere durch den Kapuziner Philippus Tanner von Appenzell; seine Initiative zur Gründung einer Einsiedelei, welches Projekt aber erst 1657—1658 durch Dr. Paulus Ulmann, Pfarrer in Appenzell, verwirklicht wurde, der von 1658—1660 zugleich als erster Eremit Sommer und Winter im Wildkirchli weilte und in Weltabgeschiedenheit Gott diente; dessen federliches Vermächtnis der Gebäulichkeiten in Altar- und Bruderhausöhle an den Staat Innerrhoden (1679) überging, mit der Bestimmung, dass das Wildkirchli geweihter Ort auf ewige Zeiten bleibe. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts wird das Wildkirchli und seine herrliche Bergnachbarschaft vielfach von Fremden besucht; auch die Männer der Wissenschaft bezeugen an dieser Gegend ihr hohes Interesse. Dr. Kaspar Tobias Zollikofer von St. Gallen und Apotheker Fröhlich von Teufen vertiefen sich in die Herrlichkeit der Alpenflora, Professor Arnold Escher von der Linth durchschaut mit klarem Auge den interessanten geologischen Bau der Ebenalp und ihrer Umgebung, J. J. Egli*), damals Reallehrer in St. Gallen, studiert Topographie, Meteorologie der Wildkirchlihöhle insbesondere und da schon seit langem von den Eremiten, die bis zum Jahre 1853 ihres Amtes droben walteten, bekannt war, dass bei gelegentlichen Grabungen im Höhlenhausböden Knochen, namentlich Zähne von mächtigen Raubtieren, so der diluvialen Riesen- oder Höhlenbären zum Vorschein gelangen, unternahm Egli Grabungen im sogen. „Engpass“, der von der jetzigen Wirtshaushöhle (Bruderhaushöhle) zur grossen oberen Höhle (mit Ausgang zur Ebenalp) führt. Diese Grabungen gehen aber nicht tiefer denn 1 m unter die Boden-Oberfläche. Prof. Rütimeyer in Basel determiniert die Funde Eglis als solche

*) Der bekannte schweizerische Geograph.

von Ursus spelaeus und Capra rupicapra (Gemse). Früher schon wurden auch Reste des Steinbocks (Capra ibex) gefunden. Die Forschungen Eglis gerieten — wie manches andere — in Vergessenheit. Der Lektor, welcher die Eglische Publikation: „Die Höhlen des Ebenalpstockes“ seit langem gekannt und ein Freund Scheffelscher Gestalten und Plätze war, griff im Vereine mit dem tüchtigen, ungemein findigen und ausdauernden Mineralsammler Otto Köberle in St. Gallen die Forschungen Eglis nochmals auf und brachte während der Winterhalbjahre 1904–1908 ein bedeutendes Fundmaterial zusammen. Die Grabungen, von der hohen Landesbehörde Innerrhoden bereitwilligst gestattet, finanziell unterstützt von der Genossenbürgergemeinde St. Gallen, als Besitzerin des naturhistorischen Museums, wurden in exakter Weise durchgeführt; die Profile abgesteckt, schichtenweise ausgebeutet und die Funde einzeln genau auf ihre Horizontal- und Tiefenlage notiert, Zunahme oder Abnahme, Vorhandensein und Fehlen von Artefakten und Tierresten nach Schichten registriert, so dass von jedem wichtigeren Funde, aber selbst von einzelnen Splittern die frühere Lagerung mit aller wünschbaren Genauigkeit wieder rekonstruiert werden kann.

Die in sämtlichen Höhlenabteilungen vorgenommenen Recherchen haben folgendes allgemeine und definitive Bild ergeben: die diluviale Fauna von Ursus spelaeus, Felis spelaea, Felis pardus, Cuon alpinus, Canis lupus, Meles taxus, Capra ibex, Capra rupicapra, Cervus elaphus etc., das heisst von insgesamt 12 verschiedenen Tierarten, unter denen Ursus spelaeus mit 99,8% der faunistischen Funde und in enormer Zahl der Einzelpersonen (über 800) dominiert, ist in allen Höhlenabteilungen vorhanden (obere grosse Höhle), Durchgang zur Wirtshaushöhle, Wirtshaushöhle, Altar- und Kellerhöhle). Hinsichtlich der Verteilung der Tierreste in den genannten Lokalitäten ergibt sich der scharf ausgesprochene Umstand, dass diejenigen Bodenstellen, welche heute noch unter Kluftsystemen, Gesteinsspalten, Dislokationsspalten des Höhlendaches sich befinden, infolge ihrer Lage den atmosphärischen Wassern Durchlass gewähren, sozusagen fundleer, trockene Stellen dagegen fast konstant mit reichen

*) St. Gallen, Huber & Cie. 1865.

faunistischen Resten durchspickt sind. Im fernern zeigt sich mit Bezug auf den Erhaltungszustand der Knochen aus den einzelnen Höhlenpartien insofern ein ganz wesentlicher Unterschied, als die obere grosse Höhle in ihrer untersten, sehr trockenen nordöstlichen Ausbuchtung zum grössten Teile complete Knochen, namentlich von Ursus spelaeus (beinahe vollständiges Skelett derselben, 4 Schädel, viele besterhaltene Extremitätenknochen u. a.) enthält. Nur ein ganz kleiner Teil dieser obren grossen Höhle hat dem Diluvialmenschen als Wohnplatz gedient; sie war zu Zeiten der Abwesenheit der Menschen Ruhe- und Sterbeplatz der grossen Raubtiere.

Eine enorme Menge oft bis ins kleinste zersplitterter Knochen-teile nimmt an der Zusammensetzung der Bodenausfüllung der untern, vordern Höhlen (Wirtshaus-, Altar- und Kellerhöhle) teil. Es sind diese dem Lichte und der Wärme zugekehrten Höhlen-partien die eigentlichen Wohnstätten der diluvialen Menschen gewesen, der daselbst die Zerlegung der Jagdbeute, die zum grössten Teil im Höhlenbären selbst, namentlich in jungen Exemplaren bestand, vornahm, der hier auch die Werkstätte hatte, für die Erstellung der zum Schneiden und Reinschaben der Tierhäute dienenden Steinwerkzeuge und der zum Ausweiden bezw. dem Ablösen der zur Haut bestimmten Knochenartefakte. Beide Arten von Werkzeugen verteilen sich fast ausnahmslos auf die genannten günstigen Höhlenpositionen, während die obere grosse Höhle nur an zwei, einstens noch vom Aussenlichte tranierten Stellen Stein- und Knochenwerkzeuge aufwies. Diese räumliche Verteilung der letztern, die furchtbare Zersplitterung der damit auftretenden Knochenmaterialien, namentlich der grossen Röhrenknochen (während Phalangen, Zehenglieder, Fuss- und Handwurzeln, sowie Zähne nicht gut und komplet erhalten) sind ein stringenter Beweis an und für sich für die Existenz des diluvialen Menschen im Wildkirchli.

Von grösster Wichtigkeit ist nun die Betrachtung des *Materiales der Steinartefakte*. Dasselbe ist höhlenfremd, d. h. dem Anstehenden der verschiedenen Kreidestufen gänzlich fremd. Sämtliches Grundmaterial entstammt dem nördlich und nordöstlich von der Ebenalp gelegenen Tertiärland der Nagelfluh und der Eoiaeus der Gegend des Weissbaches, des Kronberges und des

Schwenditales. Von diesen Lokalitäten ist das Grundmaterial vom Menschen zu Berge in die Höhle getragen und daselbst zum Werkzeug geschlagen und geformt worden. Ein Transport derselben durch Naturkräfte (Gletscher, Flüsse, Tiere etc.) ist gänzlich ausgeschlossen. Ausser eigentlichen geformten Werkzeugen finden sich auch die Nuclei vor. Neben den Quarziten der Nagelfluh Lydite (schwarze Hornsteine), Radiolarienhornsteine rot, Jaspis rot, Chalcedon, weissen und grauen gemeinen Quarziten und der Eocäns (eoäne Ölquarzite) kommen aber auch grünliche, echte Feuersteine vor, deren Ursprung heute noch nachgewiesen sind, die aber der Tertiärlandschaft völlig fremd sind. Das Material stammt von weiter her. Form und Zuschlag dieser grünen Silex ist die nämliche, wie jene der Quarzite aus Nagelfluh und Eocän. Diese Objekte sind danach strikte Beweise gegen eine allfällige „Kulturverspätung“ im Wildkirchli. Sämtliches Werkzeugmaterial ist synchronistisch. Die Technik ist eine relativ rohe, primitive, was zum Teil in der schlechten Bearbeitbarkeit des Rohmateriales liegt. Die meisten Steinartefakte tragen die Spuren starken Abgebrauchtseins. Neben gut geformten Stücken, welche die Artefaktnatur unzweideutig erkennen lassen, treten viele atypische Formen auf, Bruchstücke, Absplisse, kleine Absprenglinge. Die Rohstücke oder Nuclei weisen vielfach auf deren Geröllenatur (als aus Nagelfluh stammend) auf.

Charakteristisch für *alle* geformten Artefakte ist deren einseitige Bearbeitung und die flache Gestalt. Bezüglich der Form dominiert die Spitze (pointe), bezw. die Dreieckform; ebenso häufig sind rectanguläre Gestalten. Die meisten Retouchen müssen als Arbeitskerben (*retouches d'utilisation*) gedeutet werden. Scharfkantige, noch nicht in Gebrauch gewesene Formen fehlen nicht. Bezüglich des Gebrauches der Steinartefakte lassen sich sämtliche Formen als Schabwerkzeuge determinieren; einige wenige auch als Klopfinstrumente. —

Das Grundmaterial für die *Knochenwerkzeuge* bilden fast gänzlich Knochen der Höhlenbären selbst, so namentlich das proximale Ende des Fibula, das in ca. 1 dm Entfernung vom körpernähern Ende abgebrochen und schief zur Längeaxe die deutlichsten Spuren der Abnutzung aufweist. Diese Instrumente, alle nach dem nämlichen Prinzip geformt, können am ehesten —

nach dem Urteile tüchtiger Jäger als Ablösungswerzeug für die Tierhäute gedient haben. Andere, mehr lamellare Gestalten eigneten sich zum nämlichen Zwecke, dürfen aber unter Umständen als Glättwerkzeuge betrachtet werden. Der Umstand, dass die Knochenartefakte mit den abgerundeten Kanten, Ecken, Flächen etc. als grösste Seltenheiten zwischen tausenden und abertausenden von scharfkantig gebliebenen Knochensplittern liegen, ist ein scharfer Hinweis auf ihre Artefaktennatur. Eine sogen. „Abrollung“ durch fliessendes Wasser, durch Schichtendruck oder Kantenabrundung durch den Einfluss der Kohlensäure des in der Höhlenausfüllungsmasse zirkulierenden Wassers ist nicht möglich, da sonst der Grossteil der Knochensplitter die gleichen Erscheinungen aufweisen müsste.

Die Bodenausfüllung sämtlicher Teile des Wildkirchlihöhlenareals ist primärer Herkunft, d. h. nicht von aussen her eingeschwemmt durch Wasser oder durch Gletscher. Gletscherelikte fehlen gänzlich. Das Bodenmaterial, soweit es die Steine und feinern hellen Erden betrifft, muss als das Produkt der Abwitterung des Höhlendeckengesteins und als Absatz von Calcitsinter aus dem atmosphärischen Wasser, das den Schrattenkalk der Höhle leicht zu durchdringen vermag, aufgefasst werden. Das Knochenmaterial, der Verwesung anheimgefallen, hat dunkle, rötliche „Erden“ geschaffen. Die chemische Analyse künstlicher sogen. „Erden“ wird über die Genesis der Farben näheren Aufschluss bringen.

In allen Profilen dokumentiert sich eine überraschende Übereinstimmung in folgender Weise:

- a. Völlige Ungestörtheit der Fundschichten. Sie ergibt sich mit zwingender Beweiskraft aus der physikalischen und chemischen Beschaffenheit der die Bodenausfüllung zusammensetzenden Schichten. Die obersten Schichten sind von heller Farbe entsprechend den zeitlich jüngsten Ablagerungen des im frischen Zustande hellgelblichen Calcitsinters, das Steinmaterial ist kantig, eckig und mit kaum nennenswerter Verwitterungsrinde versehen. In tiefern Schichten herrschen die dunklen Farben des die „Erde“ bildenden Calcitsinters vor; das Steinmaterial erleidet mit zunehmender Tiefe eine ausgesprochene Zersetzung der äussern Rinde. In den

untersten Profilteilen sind die Schuttgesteine (Schrattenkalke) oft völlig zersetzt, so dass selbst der ursprüngliche Schrattenkalkkern gänzlich unkenntlich geworden. Der ganze Stein hat sich in eine lockere, grauweisse Substanz verwandelt, deren äusserste Partie in weiches, weisslichgraues Pulver zerfällt, wenn der erstere dem Profil entnommen wird. Solche zersetzte Kalksteine dürfen niemals als Kalktuffe angesehen werden, wie dies von Geologen selbst geschehen ist. Bei einer allfälligen Störung der Profile in späterer Zeit müsste solch eben geschildertes, zersetzes Material auch an die Oberfläche gekommen sein. Etwas derartiges lässt sich nun in keinem der ca. 12 grossen Grabungsprofile nachweisen.

- b. In sämtlichen Profilen sind die obersten Schichten von 0 m bis 80 cm Tiefe fundleer, d. h. ohne Spuren der diluvialen Fauna und ohne jegliche Stein- und Knochenwerkzeuge. Die Ungestörtheit dieser infertilen Decke über den faunistischen und prähistorischen Fundschichten ist ein markanter Beleg für die Intaktheit der letztern und des ganzen Höhlenareals selbst. In der Altar- und Kellerhöhle haben Bodenverebnungen stattgefunden in historischer Zeit. Sie gehen aber nicht bis zu den Fundschichten hinunter. Bei wiederholten Bauten des Eremitenhauses in der jetzigen Wirtshaushöhle sind Bodenabhebungen vorgenommen worden, welche zum Teil noch die oberste Grenze der Fundschichten berührte. Der allgemeine Status konnte auch hier mit aller Sicherheit überprüft werden.
- c. Die diluviale Fauna, sowie die Überreste der menschlichen Kultur (Stein- und Knochenwerkzeuge) beginnen stets bei einer Tiefe von 70 – 80 cm, treten zunächst spärlich auf und mehren sich zusehends gegen den nativen Boden hin. Der letztere befindet sich, der Unebenheit desselben entsprechend, in verschiedenen Tiefenlagen (in der Altarhöhle bei 5,60 m, in der Kellerhöhle bei 4,7 m, in der Wirtshaushöhle bei 3,8 m und in der obern Höhle bei 2,9 m). Fauna und Artefakte gehen stets bis auf den nativen Boden hinunter, ohne irgend welchen Unterbruch durch infertile Schichten. Die Wildkirchlihöhle war also in ihren günstigsten Partien konstant vom Menschen eines gleichen Zeitalters bewohnt.

Immerhin dürfen wir nach der Zahl der Artefakte annehmen, dass keine stärkere Besiedelung durch den Menschen vorhanden war und dieser die Höhle wahrscheinlich nur im Sommer als Hochjagdstation benützte. Wichtig ist aber der Nachweis, dass die Bewohntheit der Höhle von dem Momente an stattgefunden, da die grossen Hohlräume fertig gebildet waren.

Die Entstehung der Höhle selbst mit ihren verschiedenen Abteilungen ist zurückzuführen auf Gebirge- bzw. Schichtenstörungen, die im Ebenalpstocke so reichlich eingetreten waren als Folge der Faltungserscheinungen im Säntisgebirge (vertikale und transversale Dislokationen). Sie haben die Klüfte geschaffen, die dem rinnenden atmosphärischen Wasser die Wege wiesen, die Spalten erweiterte durch chemische Erosion und schliesslich die grössern Hohlräume zur Höhle gestaltete.

Berechnungen, wie lange der Ausweitungsprozess der Höhle nach den stattgehabten Dislokationen dauerte, sind nur approximativ Natur und führen zu keinem sichern Ergebnisse.

Die Wildkirchlihöhle (und jedenfalls auch die tieferliegende Tallandschaft nördlich und östlich des Säntisgebirges) war infolge ihrer sehr günstigen Lage und als vorspringender Punkt im Gebirge ein beliebter Schauplatz des diluvialen Jägers, der seine reiche Beute, die er auf Ebenalp und Umgebung vorfand, auf bequemste Weise sichern und für sich selbst Schutz und jegliche Unterkunft finden konnte. Ein Hauptmoment spielt auch die beständige Anwesenheit von Wasser, das heute noch konstant aus dem über 20 m hohen Schlothe der Kellerhöhle rinnt und zeitweise sehr ausgiebig fliesst. Den Zugang des Menschen zur Höhle denken wir uns am geeignetsten von der Ebenalp her (Aufstieg durch Gartenalp), weniger auf dem erst in historischer Zeit praktikabel gestalteten Felsenwege vom Äschsee her zum Wildkirchli. —

Der Einwand, dass es doch kaum erklärlich sei, dass der altpaläolithische Jäger diesen exponierten Posten als Jagdgebiet aufgesucht habe, während z. B. der Neolithiker im Gebiete des Kantons Appenzell nicht nachgewiesen sei, wird im Verlaufe der nächstjährigen Forschungen leicht zurückzuweisen sein; anderseits muss in Erwägung gezogen werden, dass der Paläolithiker entgegen der Gewohnheit des mehr stationär gebliebenen, die

Nähe des Wassers bevorzugenden Neolitikers ein weithin streifender Jäger war. Wenn derselbe den heutigen Prähistorikern durch seine einstige Besiedelung des felsumkrönten Wildkirchli eine Überraschung bereitete, so hat er damit in unbeabsichtigter Weise unsere eigenen Ideenkreise und Ansichten wesentlich gefördert.

Eine vorderhand nicht allzu leicht eruierbare Frage ist jene nach dem *geologischen Alter* der Wildkirchlistation. Das Wildkirchli liegt innerhalb des Kranzes der Jungmoränen der Alpen, bezw. noch innerhalb des im Tale von Schwendi bei ca. 800 m aufstehenden Bühlstadiums. Wildkirchli liegt aber auch über der einstigen maximalen Gletscherhöhe der Säntisgletscherarme, die aus dem Sealpseetal, Weissbachtal und Brühlbachtal heraustraten, um sich beim Weissbad mit einander zu verbinden und bald darauf mit dem die Gegend von Appenzell berührenden, die Grenzscheide zwischen Appenzell und St. Gallischem Rheintal überschreitenden Rheingletscher sich zu vereinigen, bezw. durch den letztern stark nach Westen gedrängt zu werden.

Soviel die heutigen Erhebungen des Leiters der Wildkirchli-Ausgrabungen dartun, hat der Säntisgletscher die Höhe von 1300 m beim Austritt aus dem Sealpseetal und dem Weissbachtal in der Nähe des Wildkirchli niemals überschritten. Wildkirchli und Ebenalp waren sicher Nunataks (Klippen, aus dem Eise schauend) zu allen Gletscherperioden. An eine Bewohntheit des Wildkirchli während einer Hocheiszeit darf nicht gedacht werden. Wie könnte eine so reiche Fauna auf dem Ebenalp-Nunatak erklärlie sein? Noch weniger können wir uns den Menschen denken, der stundenlange Wanderungen auf dem Eise zu diesen am Fusse vom Eise eingehüllten Nunataks unternommen hätte.

Erweist sich die Theorie von verschiedenen Zeiten der Vereisung (Glazialzeiten) und entsprechenden Zwischeneiszeiten (Interglazialzeiten), z. B. nach Prof. Penck deren 4 Eiszeiten, als richtig, so kann Wildkirchli per Analogie mit der Grosszahl der Mousterienstationen der letzten Interglazialzeit (Riss-Würm-Eiszeit) zugewiesen werden. Sollten aber spätere Untersuchungen wieder auf das Vorhandensein einer einzigen grossen Vergletscherung zurückweisen, so ist die Wildkirchlistation postglazial. Präglazialen Alters kann sie nicht sein, weil die die Höhle verur-

sachenden Gebirgsdislokationen noch in die Diluvialzeit hineinreichen. Einen enormen Zeitraum brauchte aber noch die chemische Erosion zur eigentlichen Höhlenbildung, die wahrscheinlich in eine Zeit reicher Niederschläge fallen musste.

Die endgültige Lösung der Altersfrage der Wildkirchlistation bleibt daher dem Moment der Entdeckung einer gleichartigen Kulturstation unterhalb der einstigen maximalen Gletscherhöhe vorbehalten.

Sonntag, den 31. Mai, schon früh 7 Uhr bewegte sich unter glanzvollem Föhnhimmel die ansehnliche Schar der Wildkirchli-freunde zur Höhe. An geeigneter Stelle gab der Exkursionsleiter eine kurze Übersicht über die geologischen Verhältnisse der dem Säntis anliegenden Tertiärlandschaft. Punkt 9 Uhr befand man sich bereits unter den herrlichen Felsenkronen der Aescher, gegrüsst von dem stolzen Altmann im Hintergrunde. Klar und scharf hoben sich die kleinsten Felsgesimse und die gewaltigsten Felsplatten der imposanten Marwin^J von der Höhe durchhauchten Frühlingsatmosphäre ab und aus dunkler Tiefe erglänzte das dunkle Auge des Seealpsees geheimnisvoll herauf. Selbst Papa Säntis rief den Morgengruß eben noch hinter den majestätischen Zinnen des Zisler hervor.

Nachdem die für den längern Höhlenbesuch notwendig gewordene Abkühlung der Teilnehmer gründlich vollzogen war, gings in langsam-feierlichem Zuge auf schmalem Felsenwege zum altberühmten Wildkirchli. Des Glöckleins silberner Ton empfing uns beim Überschreiten des über den jähn Abgrund kühn gespannten Brückleins. In der Altarhöhle wartete unser eine Überraschung seltener Art.

Der Senior der schweizerischen Geologen, dessen geistiges Auge die Geheimnisse des Werdens unseres stolzen Säntisgebirges wohl am tiefsten erschaut, Herr Prof. Albert Heim hielt nun — im Gewand des ehrwürdigen alten Wildkirchlieinsiedlers gekleidet — eine von Herzen kommende und zum Herzen gehende Begrüssungsrede. Er sprach vom Wandel und Wechsel der Weltdinge, vom Zusammenhang und Ursprung derselben. Weltanschauungen und Anschauungen über Tranzendentes gibt es viele. Des Menschen Trieb zur Forschnung, zur Lösung letzter Fragen ist uralt. Allein wir kommen nicht über die menschliche

Anschauungs- und Deutungsweise hinaus. Unser Wissen bleibt Stückwerk; unsere Erkenntnis gelangt nur zum „dass“, nicht aber zum „warum“ der Dinge und des Geschaffenen. In der Begrenztheit unserer Sinnes- und Denkkräfte ist eine starke Schranke gebaut gegen die volle Erkenntnis. Wir sollen daher als Forscher wahre Bescheidenheit pflanzen, die Gesetze des Seins und der Natur nicht einem rein mechanischen Prinzip zuschreiben, sondern hinter den Couissen grössere Dinge ahnen. Diese Erkenntnis schafft uns Liebe zum Guten und Schönen, Liebe zur Wahrheit und allen edlen Dingen und vor allem Liebe zum Mitmenschen. Damit sind wir als Forscher erst wahre Menschen und ein Forscherleben wird damit zum Gott geweihten Leben.

Diese Apotheose an die wahre Forschung wurde freudig und dankbar aufgenommen von allen, die den Redner verstanden hatten. Es ist beklagenswert, dass der so weihevolle Akt durch Missverständnis eine Trübung erfahren. Doch haben sich die Wellen des Unmutes rasch wieder gelegt, nachdem von verschiedenen Seiten die Versicherung an die zuständigen Seiten abgegeben worden, dass keinerlei beabsichtigte Profanation des Wildkirchli stattgefunden hätte.

Nun gings zur Demonstration der Fundprofile, indem namentlich 2 grössere (in Keller- und Altaröhle) eine klare Einsicht in die gesamten Fundergebnisse verschafften. Die Erlaubnis des Leiters der Ausgrabungen, die Profile genauer studieren zu dürfen, wurde allerdings etwas zu freimütig aufgefasst, indem die Profile förmlich zusammengerissen wurden und die Funde zum grössten Teil in den Taschen einzelner Teilnehmer verschwanden. Dieser Umstand hätte den Leiter der Ausgrabungen beinahe in schwere Verlegenheit gebracht wegen der bindenden Konzessionsbedingungen mit der h. Regierung in Appenzell und jenen des st. gallischen Museums.

Am Mittagstische im Aescher machte sich eine sehr gehobene Stimmung über das Gesehene und Gehörte geltend.

In bewegten, poesiereichen Worten sprach Herr Dr. Paul Sarasin über Bedeutung und Grenzen der Forschung, indem er so gleichsam die Rede des Wildkirchlieremiten übersetzte; er betonte die mancherlei Fragen, zu denen gerade die Wildkirchli-

forschung in weiten Kreisen Anlass gebe. Herr Prof. Wawre von Neuchâtel und Herr Prof. Dr. Forel von Lausanne sprachen mit Begeisterung ihre Freude über die so hochinteressanten Ergebnisse aus der Wildkirchliforschung aus und gedachten in warmen Worten derer, welche seit vier Wintern unter oft schwierigen Verhältnissen dieser Forschung ihr ganzes Sein und Denken geopfert.

Sichtlich erfreut stieg männiglich fast ungern aus dem Zauberbann der hohen Alpenwelt, die heute zum ersten mal Zeuge der Anwesenheit einer so stattlichen Zahl von Prähistorikern gewesen.

E. Bächler.